I. Jahr. Heft 14.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Röck: Zu Schönherrs neuer Tragödie / Carl Dallago: Der Almenhang / Hugo Neugebauer: Zwei Märchen / Carl Dallago: Das Labyrinth der Wunder / Karl Berger: Tauwind / Hermann v. Pfaundler: Wünsche / Ludwig von Ficker: Brief an einen freundlichen Warner. — Karikaturenfolge XIV: Josef Durst: Max von Esterle.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. Dezember 1910. Heft 14.

Zu Schönherr's neuer Tragödie / von Karl Röck.

So mancher, der den Titel dieses neuen Dramas: „Glaube und Heimat" und seinen Untertitel: „Die Tragödie eines Volkes" las, mag sich gedacht, ja erwartet haben: endlich auch von Schönherr ein Drama über das Neunerjahr. Und da möchte er sich dann wohl, gleich mir, nichts Geringeres verhofft haben als eine Wiedererweckung jener Tage und Taten, so offenbarungsmächtig in urwüchsiger Darstellung, so ungestüm mit sich reißend, so heiß fordernd unmittelbar in dramatischer Sprache des Dichters, wie sie uns bisher nur erst in bildnerischer Ausdrucksweise des Malers, in Gemälden unseres Egger-Lienz, zu lebenpochender Gegenwart gebracht wurden.

Aber die neue Tragödie handelt nicht vom Neunerjahr; jedoch von etwas Verwandtem. Auch von einem Kampf um Glaube und Heimat, in welchem unser alpenländisches Volk für diese seine höchsten Güter die bittersten Drangsale erlitt, einer übermächtigen Gewalt äußerlich erlag, innerlich, menschlich aber die unsterblichen Siege eines tragischen Heldentums davontrug. Das Drama stellt uns nämlich die typische Tragödie derer dar, die in den Zeiten der Gegenreformation um ihres neuen Glaubens willen erbarmungslos und oft brutal und blutig aus Land und Heimat ausgetrieben wurden.

Der Glaube, den diese bekennen wollten und den sie nicht um ihr Liebstes, die Behauptung der Heimat, abschwören mochten, war

nun freilich nicht gerade genau derselbe Christenglaube, für den unsere Altvordern im Neunerjahre stritten; es war jene neue Nuance und herzenaufwühlende Erneuerung christlichen Glaubens, die Luther für die germanische Seele schuf. Natürlich hat das Drama deswegen noch keine konfessionelle Tendenz; es hat keine Spur davon. Es hat derselben entschieden noch weniger als wie etwa der berühmte und mit Recht gerühmte Roman „Jesse und Maria" der Handel-Mazzetti, der katholischen Schriftstellerin. Ich nenne denselben hier deswegen, weil er nicht bloß die nämlichen Ereignisse der Kulturgeschichte behandelt und mit unserem Drama das Zeitkolorit der Sprache gemein hat, sondern auch sonst interessante Parallelen und Analogien zur Tragödie aufweist; vor allem eine gleich vornehme Überlegenheit über das Borniert-Gehässige im Kampfe zwischen den beiden Konfessionen.

Die Analogien zwischen Roman und Drama sind zu verstehen bei Vertauschung der Konfessionen, entsprechend der katholischen Parteinahme der Dichterin, und der mehr protestantischen des Dramatikers.

Der Roman erzählt uns, wie ein protestantischer Ritter mit fanatischer Wut den Marienkult und seine Anhänger verfolgt, weil er in dem armseligen Schnitzbild einer Votiv-Muttergottes nur einen abscheulichen Fetisch erblickt. Er bedrängt auf mancherlei Weise das katholische Volk, bis das mutige Weib des Bedrängtesten ihren Widersacher der „Kommission" überliefert, da er denn, zum Tode verurteilt, und jetzt von seiner Gegnerin die letzten Tröstungen und Wohltaten echt christlicher Menschenliebe erfahrend, zur versöhnenden Reueerkenntnis kommt, daß die Verehrung der Madonna auch unter rohem Bilde echte, innigste Religiosität bergen könne.

Im Drama ist es die fanatische Figur des Reiters, der, als ein glühender Verehrer der Jungfrau, mit tötlichem Hasse alle Lutherischen, diese Abtrünnigen vom Marienkulte, verfolgt und aufspürt, von Haus, Weib und Kind erbarmungslos wegreißt und aus ihrer Heimat austreibt. Nachdem er den Rott, den Hauptrepräsentanten des duldenden lutherischen Volkes, durch die brutale Erstechung

der glaubenseifrigen Nachbarin, die von ihrer Lutherbibel auch im Tode noch nicht lassen will, zum Bekennen getrieben hat (Hauptinhalt des ersten Akts); nachdem er dann durch die Zurückhaltung des Spatzen, des Buben Rotts, den gepeinigten Vater beinahe zum Abschwören vermocht hätte und den Großvater, den Alt-Rott, endlich ebenfalls zum Bekennen gebracht hat, indem er den Leichnam der Sandpergerin auf den Schinderanger werfen ließ (zweiter Akt); und nachdem der Reiter (im dritten Akt) den Spatzen, der sich um keinen Preis zurückhalten lassen will, in einen trotzigen Tod gehetzt hat: da bricht aus dem Rott all der verhaltene Groll und Haß hervor, rachedürstend stürzt sich der schmerzgepeinigte wutrasende Vater auf den Reiter, um ihn umzubringen wie man ein blutgieriges Raubtier umbringt. Aber da hält ihn, wie er die Hacke schon zum Hieb ausholt, eine innere Macht gewaltig zurück, er läßt vom Reiter ab, und — so lichtvoll strahlend ringt sich jetzt jenes innere Göttliche in seiner Brust zur Herrschaft empor — er reicht in knirschender Selbstüberwindung dem Reiter die Hand, dem Feind zu verzeihen nach Christi Gebot. Und der Reiter „tastet, in der Tiefe erschüttert, nach der dargebotenen Hand; sieht Rott (der nunmehr seinen Abmarsch antritt) nach, bis er verschwunden; stemmt dann sein Schwert auf den Boden, tritt es mit einem wilden Tritt mitten entzwei und bricht neben dem Brunnenpfeiler zusammen".

Die Analogie in der Behandlung des Gegenparts in Roman und Drama ist deutlich.

Und dennoch steckt gerade in der hochherzigen Aufopferung, aus der heraus die hochbegabte katholische Dichterin ihren protestantischen Ritter mit allen glänzenden, wie mit allen liebens- und bewnnderungswürdigen Mannestugenden, mit Geist und Kühnheit, mit unbedingter Wahrhaftigkeit, hinreißender Tapferkeit, zärtlichster Gattenliebe, ausstattet; in der hochsinnigen Seelenstärke, aus der sie auf eine schließliche Bekehrung des Ritters zum Katholizismus verzichtet, wie sie andre, darob gepriesene, katholische „Dichter" so oft in niederträchtiger Weise bewerkstelligen; schließlich in der wahrheitsmutigen Selbstüberwindung, mit der sie soviele Gestalten ihrer katho-

lischen Partei mit abstoßenden und peinlichen, ja oft widerwärtigen Zügen, mit Zügen hart- und engherziger Stupidität und selbst Grausamkeit versieht; in all diesen schönen Aufopferungen eines weiblichen Herzens steckt eine innig starke, heiß werbende Tendenz zugunsten des Katholizismus, speziell der Marienverehrung; eine Tendenz jedoch, die für Nicht-Katholiken wirklich gewinnend, höchst liebenswert und innig rührend ist; auf ihre Religionsgenossen aber vielfach kultivierend, im besten Sinne humanisierend wirken könnte und will.

Im Drama dagegen ist auch eine derartige gleichsam indirekte Tendenz nirgends vorhanden. Und wäre sie es auch, möchte sie uns vielleicht gleichgültig, vielleicht auch teuer sein wie dort. Doch sie fehlt. Daß Schönherr seinen Reiter uns auf manche Weise menschlich sympathisch macht, daß er seine brutale Unmenschlichkeit nicht etwa als eine teufelsmäßige Grausamkeit, sondern als Tatkraft, als selbsterwählte Härte eines wahnverfinsterten Fanatikers hinstellt, der sein menschliches Fühlen im furchtbaren Dienst einer vermeintlich hohen Aufgabe unter sich tritt; daß er ihn als wohlwollend und gutmütig charakterisiert gegenüber dem kecken Buben, dem Spatzen, teilnahmsvoll und freundlich gegen Unglückliche wie den Rott Peter, den vermeintlichen armen Landstreicher, und ihn ergreifend herzlich und brüderlich sein läßt gegen den Sandperger, als er abschwört und also zu der heiligen Jungfrau wieder zurückkehrt; daß er ihn zuletzt hilfsbereit zeigt sogar dem verhaßten Abtrünnling gegenüber, indem er beispringt seinen Buben aus dem Mühlbach zu retten: dies alles macht der Dichter einzig und allein aus künstlerischen Gründen des Kontrasts und um dem Gesetze hoheitvollster Tragik genug zu tun; jenem Gesetze der Tragödie hohen Stils, demzufolge auch der Gegner des geliebten Helden unsre Bewunderung und unsre Teilnahme gewinnen, für eine gute und große Sache wenigstens in seinem Wahne wider jenen kämpfen und in seinem Wollen schließlich einen tragischen Bruch erleiden soll. Einen Zusammenbruch seines verirrten Willens, der auch ihm zur erlösenden Läuterung seines Innern wird, und, künst-

lerisch genommen, die Tragik allseitig und voll macht, aber ebenso die Befreiung und Versöhnung zu einer absoluten vollendet.

Schließlich bringt der Dichter nirgends einen spezifisch konfessionellen Gegensatz, einen dogmatischen, für den er dann unvermeidlich im Sinne einer der beiden Parteien hätte eintreten müssen, direkt in den Kampf. Überhaupt ist ihm ein anderer Widerstreit als der der Konfessionen durchaus wichtiger und liegt ihm, wie schon der Titel andeutet, am meisten am Herzen. Es ist der tragische Konflikt, der in seinen Helden sich auskämpft zwischen ihrem Glauben und Gewissen und ihrer unbegrenzten Heimatliebe, die sie alle beseelt.

Dieses gewaltig angeschlagene, die ganze Tragödie beherrschende Motiv der Heimatliebe bringt nun aber dieses jüngste Drama von Schönherr in einen entscheidenden Zusammenhang zu jenem älteren, zu seiner Tragikomödie „Erde". Denn dieses Motiv haben beide gemeinsam; das neue Werk aber zeigt gerade in seinem Gegensatz zu jener Komödie des Lebens einen bemerkenswerten Entwicklungsfortschritt. In der „Erde" ist das besagte Motiv das alleinherrschende, allmächtige. Zu heidnischer Kraft und Größe wächst da die Liebe zur Erde sich aus in der dämonischen Gestalt des alten Grutz und auch in der der Mena. Ja zu wahrhaft mythischer Bedeutsamkeit sind da Charaktere, Fabel und alles gefügt. In seinem jötunenhaften Charakter, in seiner höhnenden Lebenskraft, seinem prachtvollen Altruismus für die Erde steht der Alte da als eine Inkarnation der Erde selber, als ein Thurse, der ihr wie ein Baum unmittelbar entwachsen zu sein und durch tiefdringende Wurzeln immer noch in einem geheimen Verkehr der Lebenssäfte mit ihr zu stehen scheint; und der von ihrem Herzen sein Herz in der Brust hat, da doch all sein Denken und Tun nichts als Fürsorge ist für sie und ihre Bedürfnisse. Er selber identifiziert sich mit ihr: „Wearst du noch amal die Hack'n geg'n mi' aufziech'n? Ha?" fragt er drohend den Hannesla, der ihm eine Hacke in eine gesunde Weißtanne hineinschlug, um sie nicht zu vergessen. Und da Hannes die Frage lächerlich finden will und einzuwenden wagt, der Alte sei doch

kein Weißtannenbaum, da bedeutscht ihn der Grutz folgendermaßen: „Knöpf'l dir die Ohr'n auf, . . . daß i dir's sag: Wer mir auf mei'n Feld über die Jungsaat hinlauft . . . da ist mir's grad, als trampelt mir eins auf mein Leib umanand'! Und wer mit der Hack'n in meine frischen Waldbäum' einhaut, der trifft mi'! Verstehst mi' . . . Hannesla?!" So mitfühlend verbunden ist er mit seiner Erde, wie durch ein Nervengeflecht. Und seine gleichmütigen Vorbereitungen zum Tode, die groteske Bestellung eines passenden Sarges, den ihm der Tischler auf den Leib messen muß, diese tiefe Vertrautheit mit dem Tode; und sein unerschütterliches Vertrauen zu seiner Erde, welches ihn überzeugt sein läßt, daß seine Seele, als eine viereckige, nicht „durch das Vaterunserloch schliefen", nicht durch den Mund ihm etwa in den Himmel entweichen könne, sondern mit unter die Erde müsse: dies alles erzeugt den Eindruck, als müsse nur sein Haus- und Individualverstand ans Sterben jetzt wirklich glauben und denken, als wisse aber der Dämon in ihm, die in sein Herz hereinragende Erdseele es besser: daß die Lebenskraft seinen Leib nur so, wie der Saft die Bäume im Herbst, auf eine Zeitlang verlasse, um ein paar Schuh' tiefer zu steigen, zu den Wurzeln unter die Erde und in ihren urmütterlichen Schoß. Und es wirkt, wie seine Wiedergenesung im Frühjahr, so auch schon die Bestellung des Sarges fast wie boshafter, täuschender Hohn auf die Gierigen, die da seinen Tod kaum erwarten können; wie eine Komödie, die das Leben selber, die Erde mit jenen spielt, auf daß dies Blendwerk des Sarges sie für ein ephemeres Winterglück in eine trügerische Sicherheit wiege. Und wie der Grutz so im Spätsommer, zur Erntezeit, vom Pferdehufe tötlich getroffen wird; im Spätherbst dann sich niederlegen muß zum Sterben, sich selber gleichsam einsargend; und in langem Winterschlafe regungslos daliegt; aber dann, mit dem erwachenden Frühjahr, selber auch wieder erwacht und aufsteht als ein Wiedergenesener und seinen Sarg eigenhändig aufhackt zu Brennholz; da wirkt er vollends wie eine mythische Figur, wie eine Personifikation der Erdkraft selber und ihrer Lebensgeschicke im Jahresring. Und sicherlich würde die Gestalt des alten Grutz

von jedem Mythologen in solchem Sinne gedeutet werden, wär' uns dieser Charakter und diese Fabel aus altdeutscher Heidenzeit überliefert. Und Mena und Hannes würden die mordgierig finstren und die kraftlos lebensschwachen Wintermächte bedeuten. Nur aus dem Gefühl dieser Bedeutung heraus, die dem Dichter sicherlich ganz unbeabsichtigt, ganz instinktiv aus seinen naiv erschauten Gestalten und ihrer Geschichte hervorwuchs, konnte dann das ganze Drama, das ja eine Tragikomödie ist, als den ausdrucksvollsten Namen den der „Erde" und den Untertitel „Eine Komödie des Lebens" empfangen.

So großartig und so ausschließlich verherrlichte unser Dichter in diesem früheren Werke die Liebe zur Erde; ihr Hauptträger durfte ihm alle anderen Gestalten und ihre berechtigten Triebe und Bestrebungen, nach Selbständigkeit, nach Liebe und Ehe, nach Kindern, völlig unterdrücken. Und nun ist zwar auch in dem neuen Drama die Liebe zur Heimat ein überall wiederkehrendes, urkräftiges Leitmotiv. Wie dort bricht diese Liebe in den herrlichsten Naturlauten immer wieder hervor, gleich frisch und herb und wieder lockend süß; oft sprießen diese Urlaute der Liebe zu Erde und Heimat aus diesen beiden Werken hervor wie dunkel und süß erbrausende Orgeltöne, die Religion verkünden und verherrlichen wollen. In diesen Akkorden liegt ein großer Teil der stofflichen Urwüchsigkeit und poetischen Originalität der beiden Dichtungen.

Während nun aber die Lebenswelt der „Erde" aus lauter heidnischen Leidenschaften, irdischen Triebkräften erbaut ist, und so gleichsam einen ebenerdig einstöckigen Zyklopenbau darstellt, hat die Tragödie sozusagen zwei Stockwerke. Und es werden — um es banal zu sagen — die bisherigen Bewohner des ebenerdigen Baues gezwungen, denselben zu verlassen und in den nicht mehr heidnischen, in den überirdisch christlichen Überbau einzuziehen. Mit andern Worten: der Dichter zeigt, wie seine Bauernmenschen ihre irdische Glückswelt selber zu zertrümmern vermögen, um sich ihr „Inwendiges" unzerstört zu erhalten und eine lichtvolle sittliche Welt in reiner Kraft zu erschaffen. Und so tut unser Dichter sich selbst und uns die

überlegene Kraft jener Religion, die sich auf die eigene Innerlichkeit, auf die Rein- und Heil-Erhaltung des Selbst, der Seele, der „Persönlichkeit" gründet, dar über jene Erdereligion, die er selber zu pantheistischer Mächtigkeit und Süßigkeit vertieft und im alten Grutz verherrlicht hatte.

In vielfachen und schmerzlichen Dissonanzen mit den bitter unerbittlichen Forderungen des „Inwendig", dessen Stimme noch lauter die Bibel redet, ertönen in der Tragödie die köstlichen erdgeborenen Akkorde der Liebe zu der Heimat und allen ihren Dingen. Von Unseligkeit und Verdammtheit sprechen jene; aber auch Seligkeit verheißen sie und aus denen, die bekannt haben, spricht sie herrlich. Und diese gleichsam kontrapunktisch zueinandergefügten, bald in Dissonanzen sich quälenden, bald zu Harmonien versöhnten widerstreitenden Stimmen verleihen der Tragödie ihre orchestrale Vielstimmigkeit und gleichsam musikalische Fülle. Wie urkräftig süß und doch herb in schriller Dissonanz lauten die wehen Klagen der Sandpergerin um ihre zwei Leghennen und um ihr Fuchsienstöckl und den Rosmarin, die sie alle weggeb:n muß; und der Jammer ihres Manns um die Milchkuh und den Acker auf der Leit'n, der „allweil so brav 'tragen hat". Freilich: „Und jedesmal im Fruhjahr ist er ab'gmuhrt; da hast nachher du (der Sandperger) brav 'tragen: die ab'gmuhrte Ackererd' wieder buttenweis' über die Leit'n auf!" höhnt der Englbauer, der den Sandperger zum endlichen Verkauf seines Gutes drängt. Und ganz ähnlich wie die Sandpergerin muß die Rottin jammern um ihre hausgewirkte Leinwand, an der sie zwanzig Jahr lang gesponnen, um ihr schönes Kupfergeschirr und die geschnitzten Korntruhen, die „allein schon zweihundert Jahr auf dem gleichen Fleck stehn" und um all den ahnengeadelten Hausrat. Aber es ist hier nicht Raum, all diese poetischen Kostbarkeiten wiederzugeben. Die schmerzliche Trennung fördert sie noch viel reichlicher zutag und zuworte als der Besitz und Gewinn jener Schätze in der „Erde".

Überhaupt fehlt natürlich in der „Komödie des Lebens" ein so wundersamer Kontrast, ein sittlich wie poetisch so dramatischer Widerstreit erd- und himmelgeborener Herzenslaute. Ein Widerstreit wie der:

Rottin schluchzend:

O mein Christof! Warum hast uns so ins Elend 'bracht?

Rott zerrissen:

Warum, warum? Ich weiß nit warum! Mueß halt tuen, wie's mich treibt, der Baum blüeht, weil er mueß!

Naturgemäß müssen solche Dinge der „Erde" mangeln. Doch hat sie etwas anderes, was nur ihr entspricht: eine melodische Lyrik voller Stimmungszauber, mit der sie selber, sie, die Sommererde, die sterbende Spätherbsterde und die wie der alte Grutz im Frühjahr wiedergenesende Frühlingserde die Handlung begleitet; die Handlung, die hier ja mehr ein wuchtiges Geschehen ist, da sie ja auch jenes ewigwiederkehrende große Geschehen der Erdenschicksale selber bedeuten mag! Und die haben, im Kreislauf der Jahreszeiten, doch wesentlich epische Größe und lyrische Macht. Dem entspricht denn auch das Bildnerische, Gemälde Entwerfende und der lyrische Zauber der Darstellung. Welch elementare lyrische Pantheistik in dieser Stelle: der Roßknecht stöhnt: „Mir jagt's heut das Bluet durch den Leib . . . als wollt's über die Adern aus!" Der Oberknecht erklärt: „'s Fruhjahr treibt! Im Tal unten gehn alle Bäch' über! Und dein Bluet treibt halt auch!" Und das episch Bildnerische muß vorbringen das ewig Typische, den seit Menschengedenken immer gleichen, sittegeheiligten Verlauf des Tagwerks und mehr noch des Jahreswerks, begleitet von der dithyrambischen Lyrik der Erde, der alle diese Ordnung gilt und dient. Und so tat der Dichter; er stellt dar: Ein Mittagessen in homerischer Rythmik oder — heute gleichfalls rühmlich zu sagen — in Albin Egger'scher Plastik; Köstigung alter Weiblein, die Totenweibele-Einrichtung; Dorfmarktsgeschäfte, Dorfmarktslustigkeit und einen Freierhandel; Roßbeschlagen und Viehdoktorei; Wiege-Zimmern und Sar-g Anmessen; einen Leichenzug und eine Totengebetssitte; endlich, wiederholt in jeder Jahreszeit, Zuteilung der Arbeit und Inspektion derselben durch den Herrn und Schaffer; überhaupt einen ganzen in sich abgeschlossenen Bewirtschaftungs-Organismus, einen elementaren Kleinstaat, mit hierarchisch gegliederter

Arbeitsteilung und ebensolchem Regiment (patriarchalisches Oberhaupt und Rangordnung der Knechte).

So hat denn die „Erde" einen stark ausgeprägten lyrisch-epischen Charakter. Dagegen ist nun die Tragödie durch und durch dramatisch; ist voller Handlung; bis in die Exposition herein. Und auch der dramatische Bau der beiden Werke zeigt einen großen Unterschied. Die Tragödie besitzt eine hochentwickelte Gliederung, eine dramatisch viel reichere, eine vollendet reiche Entfaltung. Dort, bei der „Erde", liegt es freilich an den Charakteren und an der Fabel, vorzüglich aber an dem mythischen Sinn derselben, daß die Hauptgestalt so überragend, so alleinherrschend dasteht gleich einer Denkmalsfigur, die alle andern Gestalten an ihren Sockel niederzwingt wie zu bloßen Nebenfiguren.

Ganz im Gegensatz zur „Erde" also entfaltet die neue Tragödie ihre ganze reiche Antithetik der Charaktere und Schicksale auf das freieste. Die Glieder und Gliederpaare ihrer großen Mannigfaltigkeit dürfen alle ihre volle Selbständigkeit erlangen, und der Künstler beherrscht für das Ganze trotzdem eine bewunderungswürdige Einheit. Wenn auch der repräsentativste Held um Haupteslänge über seine Leidensgenossen hervorragt, so stehn doch auch die andern so unabhängig und frei gestaltet da, daß wirklich die tragischen Geschicke eines ganzen Volkes zum Organismus dieses Kunstwerkes sich fügen.

Wie vielfach und sinnvoll ist jene Antithetik der Charaktere und Schicksale: Hier der Rott, der heimlich Lutherische, und anderseits die Rottin, die sogar die „lutherischen Hennen", welche die Sandpergerin ihr schenkte, ausjagt, damit die ihrigen nicht „den Pips krieg'n;" die aber dann doch noch voll Treue zu ihrem Mann hält, auch als er bekannt hat. Dort — bei Vertauschung der Geschlechter in gleichsam verkehrter Proportion — die Sandpergerin, die sich lieber tot stechen läßt, als daß sie die Bibel ausließe; und der Sandperger, der den Verkauf seines armen Gutes von Tag zu Tag verschiebt trotz des Drängens seines toten Weibes, das ihn als ein „weps'nlebendiges" Gewissen halluzinatorisch verfolgt, und der schließlich sogar abschwört und nun in seinem Häusl ein tolles Heimatglück sich erjubelt. —

So bildet die Geschichte des Ehepaars Sandperger eine ganz selbstständige Tragödie, die jedoch mit der Tragödie der Familie Rott durch wechselseitig fördernde Motivation und Kontrastwirkung innig verknüpft ist.

Aber die Antithetik im Drama gestaltet sich noch viel reicher. Ich deute nur an: den Gegensatz zwischen dem Rott und dem Alt-Rott einerseits, den zwischen dem Rott und dem Spatzen anderseits; und den noch stärkeren zwischen dem Alt-Rott und dem Spatzen. Der Großvater kann den Enkel nicht mehr begreifen: „Ein Rott, der sich von daheim wegfreut; laust jetzt die Welt verkehrt?" Und doch drängt er schließlich so dringend wie der Bub zum Gehen. Überhaupt bildet die jubelnde Freude der Jugend an der Auswanderung einen frohen, überall erquickenden, aber auch verstärkenden Kontrast zu den schmerzlichen Reaktionen der Erwachsenen; und wiederum in zweifacher Weise: hier die grundlose Freude des reichen und ahnenreichen Erben, des Spatzen, der aber vom Besitzen noch nichts versteht; dort die entzückten Freuden der besitz- und selbst vater- und mutterlosen Karrnerleutchen, des übermütig zärtlichen Liebespaares.

Flüchtigere Kontraste, deren noch manche wären, nenn' ich nun keine mehr. Dafür aber wohl noch den starken und durchgängigen: den nämlich, den der Englbauer zum Rott bildet; jener erwirbt und bekommt alles, was dieser aufgeben und verlieren muß: auch einen Buben. Zu einer ganz unheimlichen Stärke ist dieser Kontrast gerade in jener meisterhaften Szene (im letzten Akt) gesteigert, wo brutaler Trommelwirbel zum endgültigen Aufbruch auffordert, eines jeden Heimatweh noch einmal wild auflodern, gell aufschreien macht, der Englbauer aber von der Geburt seines neunten Buben benachrichtigt wird und nun, wie in einer grauenhaften Wüsteneinsamkeit, sein mächtiges Dankgebet ertönen läßt. Dieses dämonische Ungeheuer ergänzt die Gegenpartei, den Reiter, in ebenbürtiger Überlebensgröße; und ist zugleich sein schnödes Gegenstück. Wie kontrastiert seine steinharte Fühllosigkeit, seine nicht einmal böse, nur schlechte, weil unbewußt wirkende Grausamkeit zu der mühsam umpanzerten Menschlichkeit des Reiters, zu dessen stahlharter Festigkeit, die sein

hoher Wille sich erst schmieden mußte in der Glut seiner Verehrung für die Jungfrau. Jener dagegen nur eine herzlose Masse wuchernder Materie, eine schon niederträchtige Heidenfigur: ein schnöder Vetter des Grutz und vorsorgender Vater des Roßknechts; der Häuserfraß Vater des Freßsacks.

Nach diesem Versuch einer eingehenden Würdigung die Bedeutung der Tragödie erst noch in konzentrierten Lobeserhebungen zu resumieren, erscheint uns überflüssig; daß aber der Dichter mit diesem Werke eine Stufe der Vollendung erreicht habe, die er nicht mehr übersteigen, auf der er sich nur noch erhalten kann, dies dünkt uns eine Behauptung von solcher Standfestigkeit, daß nur der Dichter selber und nur durch ein neues Werk dieselbe etwa doch noch umstoßen könnte.

Der Almenhang / von Carl Dallago.

Du ferner stiller Almenhang,
darauf nun Schneegeader ruht:
Wie trägst du in der späten Lichterflut
fernher noch sommerlichen Sang!

Ich senk den Blick. Ein Schaun in mich
rüttelt in mir den Sommer wach und stellt
ein Herdenläuten, Tann und stille Weiden
vor mich hin: — Wie riecht nach Glück die Welt!
Tief zieht mein Herz den Duft in sich.

Ich fahr empor: Der Almenhang
erstrahlt in Glut, und Abendlichter kleiden
das spätherbstliche Tal in warmen Klang.
— Vielleicht ist aber, was so klingend tut,
das Bild von Herdenläuten, Tann und Weiden,
das nun in meiner Seele ruht.

Zwei Märchen /
von Hugo Neugebauer.

Wie die Singvögel die Sprache verloren.

Als der liebe Gott die Welt erschaffen hatte, da konnten die Singvöglein nicht nur singen, sondern auch sprechen. Sie konnten sprechen wie die Menschen, ja noch viel schöner und weiser als diese. Sie sprachen so schön wie heute kein Dichter, so weise wie heute kein Gelehrter spricht.

Da sagte einmal der liebe Gott zu den Vögeln: „Vöglein", sagte er, „ihr allein wisset, wo ich wohne, allen anderen Geschöpfen bin ich verborgen. Ihr dürft mich aber nicht verraten. Wenn euch jemand nach meinem Hause fragt, so dürft ihr keine Antwort geben. Ihr dürft auch nicht lügen, denn Lügen ist Sünde. Stille, mäuschenstille müßt ihr bleiben. Versprecht ihr mir das?"

Da riefen alle Vöglein wie aus einem Munde: „Ja, lieber Gott, das versprechen wir Dir!"

„Gut", sagte der liebe Gott, „und nun sollt ihr auch erfahren, warum ihr niemand verraten dürfet, wo ich wohne. Sehet, seit Adam und Eva gesündigt haben und ich sie aus dem Paradiese verstoßen mußte, sind die Menschen so böse geworden, daß sie mir allen Ernstes nachstellen und mir Gewalt antäten, wenn sie mich fänden. Darum habe ich mich vor ihnen verborgen und werde für sie unsichtbar bleiben bis zum jüngsten Tage. So, und nun flieget alle, wohin eines jeden Herz begehrt, aber erinnert euch wohl meines strengen Verbotes."

So sprach der liebe Gott und war auf einmal verschwunden. Und die Singvöglein flatterten in alle Winde davon. —

Eines schönen Abends ruhte Eva unter einem Baume von schwerer Arbeit aus. Sie war sehr müde und traurig und sehnte sich nach dem Paradiese zurück, aus dem sie der liebe Gott ihres Ungehorsams wegen verstoßen hatte.

„Ach", seufzte sie, „wenn ich doch wüßte, wo der liebe Gott wohnt! Ich ginge dann gleich zu ihm, fiele ihm zu Füßen und

flehte ihn an: „Lieber Gott", flehte ich, „sei doch barmherzig! Führe doch Adam und mich und unsere Kinder und Enkel und Urenkel in das schöne Paradies zurück! Wir wollen ja ganz, ganz gewiß nie wieder sündigen!"

So seufzte Eva. Und der Pfau, der gerade über ihr auf einem Aste des Baumes saß, hörte ihre Worte und empfand inniges Mitleid mit der armen Eva. Der Pfau war damals noch ein Singvogel, hatte eine gar liebliche Stimme und sprach noch viel schöner und gescheiter als die meisten anderen Singvögel. Auch hatte er ein sehr mitleidiges Herz, wie ich schon sagte. All das hatte er, nur eines hatte er nicht: er hatte kein gutes Gedächtnis. Denkt euch, er hatte schon längstens vergessen, was er dem lieben Gott versprochen! — So begann er denn:

„Eva", sagte er, „ich kann dich nicht länger so reden hören. Deine Worte tun mir so weh im Herzen, ach so wehe, daß ich Tränen vergösse, wenn ich welche hätte. Aber da ich ein Vogel bin, kann ich nicht weinen."

So sagte der Pfau und sprach die Wahrheit. Denn Tränen hatten auch damals schon die Menschen allein. Als sie noch im Paradiese waren, hatten auch sie keine Tränen. Erst nach dem Sündenfalle schenkte sie ihnen der liebe Gott. Denn als er Adam und Eva nach der schweren Sünde so verschämt und verschüchtert dasitzen sah, da erbarmte er sich ihrer und sprach:

„Nun muß ich euch aus dem schönen Paradiese verstoßen. Ich will euch aber die Träne als Trost mitgeben. Sie soll euch begleiten auf allen Wegen und Stegen, von der Wiege bis zum Grabe. Und wenn ihr manchmal so recht tief, tief traurig seid und euch zumute wird, als müsse das Herz euch brechen, dann weinet die Träne und es wird euch leichter werden."

Doch ich sprach ja vom Pfau.

„Eva", fuhr der Pfau fort, „ich kann und will dir helfen. Denn ich weiß, wo der liebe Gott wohnt und will dir den Weg zu ihm beschreiben."

So sprach der Pfau und Eva horchte ihm aufmerksam zu. Ihr Herz klopfte laut vor Freude, sie war aber auch sehr neugierig zu erfahren, wo der liebe Gott denn wohne.

Aber wie erschrak sie, als sie auf einmal eine fremde, mißtönende Stimme vernahm:

„Aoh! — Aoh! — Aoh!"

Anfangs glaubte sie, es sei irgend ein häßlicher Affe, der sie erschrecken wolle. Als sie aber genauer hinsah, da merkte sie, daß es der Pfau war, der mit so plötzlich veränderter Stimme schrie.

Wie war das gekommen?

Nun, der liebe Gott hatte gewußt, daß der Pfau ihn verraten wollte und hatte ihm zur Strafe dafür die Sprache genommen und seine wohlklingende Stimme in ein mißtönendes Geschrei verwandelt.

„Ungehorsamer Vogel," rief Gott in furchtbarem Zorne, „so also richtest du dich nach meinem strengen Verbote? — Zur Strafe sollst du von Stund an schreien: „Ah, oh, was wollte ich tun!" — Du sollst aber nur: „Ah, oh —!" und nicht mehr hervorbringen. Die übrigen Worte sollen dir in der Kehle stecken bleiben bis zum jüngsten Tage!"

Da sah ihn der Pfau so wehmütig und traurig an, daß der liebe Gott Mitleid mit dem Vogel empfand:

„Nun, ich verstehe ja, was du mir sagen möchtest", fuhr er mit sanfter Stimme fort: „Du habest mein Verbot nicht aus Bosheit, sondern aus Vergeßlichkeit übertreten. Deshalb sollst du als Ersatz für die verlorene Stimme und Sprache ein schöneres Kleid bekommen, als ich je einem Vogel verliehen habe."

Also sprach der liebe Gott und schuf dem Pfau statt des grauen Röckchens, das er bis dahin getragen, das schillernde Prunkgewand an, das du noch heute an diesem Vogel bewundern kannst.

Bald nachher vernahmen alle Singvögel auf Erden Gottes Stimme aus den Wolken:

„Versammelt euch, ihr Singvögel alle, auf den Stufen meines Thrones!"

Da kamen die Singvögel geflogen aus Morgen und Abend, aus Mittag und Mitternacht wie eine riesige schimmernde und schillernde Wolke und ließen sich auf den Stufen nieder, die zum Throne Gottes hinaufführen. Und der liebe Gott machte ein recht finsteres Gesicht und sagte:

„Ihr Vögel, einer von euch hat mich verraten wollen und dafür müsset ihr nun alle büßen!"

Da erschraken die Vögel gar sehr und zwitscherten angstvoll auf. Aber der liebe Gott ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr mit strenger Miene und Stimme fort:

„Ich muß euch allen die Stimme nehmen, ich muß euch alle stumm machen."

Da schrieen die Vögel vor entsetzlicher Angst laut auf und riefen Gottes Barmherzigkeit an. Da machte der liebe Gott ein freundlicheres Gesicht und entgegnete in milderem Tone:

„Nun, weil ihr meine Barmherzigkeit angerufen habt, und ihr doch nicht alle an der Sünde schuld seid, die einer von euch begangen hat, so will ich für diesmal ein Auge zudrücken und euch die Stimme lassen."

Da atmeten die Vögel alle erleichtert auf und riefen wie aus einer Kehle:

„Du lieber Gott, wie bist du doch gütig und gerecht!"

Und sie drängten sich an ihn, um die Säume seines Mantels zu küssen. — Gott aber rief ihnen zu:

„Nur nicht zu voreilig, ihr Knirpse, jubelt nicht zu früh! Ich sagte ja nur, ich wolle euch die Stimme lassen. Aber die Sprache nehme ich euch weg, denn Strafe muß sein."

Da erschraken die Vögel alle gar heftig und manche von ihnen bekamen vor Schrecken schneeweißes Gefieder und behielten's und behalten's bis zum jüngsten Tage.

Als das der liebe Gott sah, da taten ihm die armen Tiere wieder leid und er tröstete sie mit gar milden, väterlichen Worten:

„Aber wenn ich euch schon die Sprache nicht lassen darf, so bleibt euch doch der Gesang, der viel schöner und lieblicher ist als

alle Sprachen der Welt. Und damit ihr mir nicht vorwerfet, ich sei allzu strenge mit euch verfahren, so empfanget von mir die Gabe in Tönen zu singen, was man mit Worten nicht sagen kann, und mag man sie noch so künstlich setzen und wenden."

Da stimmten die Vöglein auf einmal ein so zartes und liebliches Lied an, daß dem lieben Gott die Tränen in die Augen traten. Alle sangen, nur die Lerche stimmte nicht sogleich mit ein, denn sie hatte Gottes Ruf überhört, weil sie gerade damit beschäftigt war, am Boden ihr Nest zu bauen. Als sie aber das wunderschöne Lied hoch in den Lüften vernahm, da schwang sie sich eiligst zur Höhe empor, damit der liebe Gott auch ihre Stimme höre und nicht meine, daß sie ihn vergessen habe. Seitdem schnellt sie an jedem Morgen von der Erde in die Luft und trillert dem lieben Gott ihr Liedchen vor.

Die Nachtigall aber, die seit Erschaffung der Welt Gottes Liebling war, flog auf seine Schulter und flüsterte ihm ins Ohr:

„Lieber Gott, soll denn auch ich meine Sprache verlieren? Ach bitte, bitte, laß sie mir doch! Ich will ja von früh bis spät, bis in die tiefe Nacht dich loben und preisen und meine Sprache soll ein unsterbliches Gedicht auf deine Milde und Güte sein!"

Aber der liebe Gott erwiderte:

„Liebe Nachtigall, ich möchte dir ja so gerne deine Sprache lassen, aber mein Wort ist nun einmal gesprochen und ich darf es nicht zurücknehmen, so gerne ich das manchmal auch täte. Ich muß also auch dir die Sprache nehmen, denn wenn ich sie dir ließe, so wäre das eine große Ungerechtigkeit gegen die anderen Singvögel, und ungerecht darf ich nicht sein, weil ich ja Gott bin."

Als die Nachtigall diese Worte hörte, da blieb ihr vor Schrecken das Schnäblein offen und so sehr sie sich auch mühte, sie konnte kein Wort hervorbringen.

Da nahm sie der liebe Gott mit beiden Händen und drückte sie zärtlich an seine Wange. Und eine Träne rollte aus Gottes Auge in den offenen Schnabel der Nachtigall, blieb ihr in der Kehle stecken und steckt noch immer darin. Und wenn ihr recht fein

aufhorcht, so könnt ihr diese Träne noch heute in der Kehle der Nachtigall gluckſen hören. Sie ſingt und ſingt und rollt Gottes Träne in ihrer Kehle hin und her. Darum tönt das Lied der Nachtigall wie ein melodiſches Schluchzen. Es tönt aber nicht nur ſo, es iſt wirklich ein Klagelied um ihre verlorene Sprache, die einſt die ſchönſte war von den vielen Sprachen der Vögel.

Der törichte König.

Es war einmal ein König, der war ſo mächtig, daß nicht nur die Völker der Erde, ſondern ſogar die Naturgewalten ſeinem Winke gehorchen mußten, und ſo reich, daß er in ſeinem aus den edelſten Hölzern erbauten Palaſte die koſtbarſten Schätze des Erdballs als Morgengabe für die Braut häufen konnte, die er erwartete.

Wäre er ebenſo weiſe geweſen, als er reich und mächtig war, es hätte wohl nie einen glücklicheren König gegeben als dieſen; es ſoll ſich aber zeigen, daß ſeine Torheit ſo groß war, daß ſie ihm Macht und Reichtum zum Verderben wandte.

Nachdem der König ſeine Schätze im Palaſte geborgen hatte, beſchlich Angſt vor Dieben ſein Herz. Und da gerade die Nacht anbrach, rief er die Flamme zu ſich und befahl ihr, den Palaſt zu umwandeln und die Diebe, die ſich etwa zeigen würden, durch ihren Schein zu verſcheuchen. Die Flamme tat, wie ihr befohlen war. Da erhob ſich um Mitternacht ein heftiger Wind, warf die Flamme an die Holzwand des Palaſtes und ſteckte ſie in Brand.

Erſchreckt fuhr der König aus dem Schlafe auf und ſchrie nach der Regenwolke. Im Nu war die Regenwolke da.

„Brich ſogleich über dem Palaſte!“ herrſchte ſie der König an. Da brach auch ſchon die Wolke über dem Palaſte und löſchte die Brunſt. Aber durch die Ritzen der verkohlten Dachſparren troff die Näſſe und verdarb die Gewande der Königsbraut. Und noch immer wehte der Wind.

„Halt!“ rief ihm der König zu, „da ſieh her, was du angerichtet haſt!“

„Das hat die Flamme getan", entschuldigte sich der Wind.

„Wo ist sie?" kreischte der König.

„Die Wolke hat sie gelöscht."

„Wo ist die Wolke?"

„Sie ist zu Regen zerflossen."

„Ja, und hat die schönen Kleider der Prinzessin verdorben", sagte der König sich langsam besinnend. „Ihr seid allesamt schuld an dem Unglück", fuhr er heftiger fort. „Flamme und Wolke haben ihre Verbrechen mit dem Tode gebüßt, wie aber soll ich dich strafen, der du der Anstifter ihrer Frevel bist?"

„Ich bin schuldlos", verteidigte sich der Wind. „Die Sonne rief mir, ihr muß ich gehorchen".

„Die Sonne?" fragte verwundert der König.

„Ja, die Sonne. Meine Schwester Windstille schlief auf der Hochebene. Da umfaßte sie die Sonne mit goldenen Armen, hob sie zu sich empor und gebot mir, sogleich das Lager der Schwester einzunehmen. Da sprang ich auf, stieß im Fluge unversehens an die Flamme und warf sie unwillentlich an die Wand des Palastes."

„Ha!" rief erzürnt der König, „wie hat die Sonne es wagen dürfen! Und du, weißt du nicht, daß du mir allein zu gehorchen hast? — Du sollst aber der Züchtigung nicht entgehen: lege dich auf der Stelle!"

Da legte sich der Wind und war verschwunden. Und der König stand, ratlos, wie er ihn züchtigen sollte.

Als nun die Sonne aufging, da schüttelte der König die Fäuste gegen sie:

„Du, du," schrie er erbost, „du hast die Windstille entführt und den Wind wider mich empört! Daß dir zur Strafe dafür die Arme verdorreten!"

Kaum hatte der König diese Verwünschung ausgestoßen, da erloschen auch schon die Strahlen der Sonne, nur ihre rot glühende Scheibe schwamm durch die eisige Nacht. Da packte Entsetzen das Herz des Königs und seine Zähne klapperten:

„Liebe Flamme", klagte er, „komm doch und wärme mich!"

Aber die Flamme antwortete:

„Ich glimme unter der Asche und kann mich nicht erheben, der Wind bliese mich denn an."

Da wimmerte der König:

„Lieber Wind, steh doch auf und blase die Flamme an!"

Aber statt des Windes erwiderte eine weibliche Stimme:

„Du verkennst mich. Ich bin nicht der Wind, sondern die Windstille. Mein Bruder Wind weilt weit von hier und kann dir nicht gehorchen, ehe mich Sonne zu sich empor gehoben hat und mein Platz für den Bruder frei geworden ist."

Da flehte der König noch kläglicher:

„Liebe Sonne, hebe doch die liebe Windstille auf, damit sich der liebe Wind in ihr Bette legen und die liebe Flamme anblasen kann!"

Aber die Sonne entgegnete:

„Meine Arme sind verdorrt, ich kann dir nicht gehorchen."

Da raufte sich der König das Haar und fluchte dem Schicksal, nicht seiner eigenen Torheit. —

Als die Matrosen auf dem Schiffe, das dem Könige die Braut zuführte, die Sonne die Strahlen einziehen sahen wie die Schnecke ihre Fühlhörner einstülpt, da wurden sie ganz kleinmütig und verzagt.

„Wozu", redete ein alter abergläubischer Matrose seine Gefährten an, „wozu sollen wir uns denn noch länger bemühen? Deutlich verkünden ja Zeichen und Wunder, daß der jüngste Tag angebrochen ist: erst Wind, dann plötzlich Stille, dann Morgen, dann wieder Nacht, eben noch Sommer und schon Winter: das ist der Welt Untergang!"

So sprach der Alte und überzeugte die Gefährten. Ermattet ließen sie die Ruder fallen und dachten fortan an keine Gefahr, sondern nur noch an das Heil ihrer Seelen. Und da auch der Steuermann, ja sogar der Kapitän den Mut und die Hoffnung verloren und ihre Posten verlassen hatten, geriet das führerlose Schiff in eine reißende Meeresströmung und ging mit Mann und

Maus zugrunde. Alle ertranken, auch die arme Prinzessin mußte ihr junges Leben lassen.

Leider, denn das Unglück hatte sie einem Bräutigam zugedacht, der zwar der reichste und mächtigste König der Erde, aber auch der größte Tor war, den je die Sonne beschienen.

Das Labyrinth der Wunder / von Carl Dallago.

Rings weite weiße Winterlichkeit. Neuer Schnee ist gefallen und wob leuchtende Hülle um altes bleiches Gefild. Ein blendendes Gewoge von Flächen entwächst mit Sonnenaufgang dem ausgedehnten Kranz der Berge, der Tag für Tag nah und fern mich umgibt. Dazu das große Rauschen der Stille, und blaue Schatten überall hineingesponnen ins weiße Gewog.

Mein Dorf ist wie weglos; zumeist nur Pfade, ausgetreten von den vielen Spuren von Füßen. Meine eigenen Tritte haben viele Neupfade gleich Furchen verschneite Wege entlang gelegt. Ich hielt Umschau auf dem Hügel von Bordalla, nachdem ich mir mühsam durch Schneeweiden den Weg dorthin gebahnt. Der Monte Stivo ragt noch neben mir auf mit seinen jäh abstürzenden Gipfelhängen, wild zerklüftet und von Schneeadern durchzogen. Darunter ein magrer Saum jungen Hochwaldes, und da und dort im Schneefelde eine Mauerhütte mit schwerverschneitem Dach und halb offener Tür als Unterschlupf. Die einsamen Freuden der weißen Stille gehen zitternd im Sonnenglanze um.

Überall Berge, wohin ich sehe. Alle erdenkbaren Formen umranken mich in unermeßlicher Ausdehnung! Weiche wellige Kämme, spitze Kegel, zerrissene Gipfel, steile Zacken und Türme, schroffes Geklüft, gezähnte Grate, dahinter die Bläue hervorblüht, lichtverwoben und klar und noch hart von den Fröſten der Winternacht. Mächtige gebauchte Hänge drängen sich vor gleich Bug und Planken von Riesenschiffen, die auf der Fahrt durchs Dasein erstarrten und einfroren.

Einmal in die Sphäre des Gefühls eingetreten, findet das Bild rasch weiteren Einlaß, — betört das Gefühl, vervielfältigt sich und breitet sich in mich hinein als sein Beherrscher. Ein heißes wirres Schauen beginnt: Die Berge werden wie ein weites leuchtendes Wogen von lauter gescheiterten Riesenschiffen, von formwilden blitzenden Ungetümen — von lebenden vorweltlichen Ungeheuern, die in einander hineinfuhren mit elementaren Gewalten, die einander spalteten und überwarfen, die in einander hineinhackten und sich klemmten, sich zusammenzwängten, einander preßten und sich wieder losrissen und weiter stürmten und wieder anhielten und sich festbohrten, so Klüfte und Abgründe zwischen sich aufrissen und Schluchten und Täler gruben, bis allmählich ihre Kräfte austobten und erstarben, und sie selber langsam starr und kalt und tot wurden.

Stumm überschattet für eine Weile grübelndes Staunen mein ganzes Empfinden. Dann erwacht mein Blick aufs neue zur weiten Berglandschaft um mich. Alles liegt vor mir in Sonnenglanz getaucht. Das südliche Etschland hat sich unten ausgebreitet, ein goldig schimmerndes, weit gewundenes Band die Etsch, der Strom. Ortschaften rings um die Städte des Trentino verstreut. Alles Teile meiner Südtiroler Heimat, wo meine Ahnen sich festsetzten und sich Wohnstätten schufen. Und meine Ahnen sind nicht tot: ich, ein Teil von ihnen, lebe noch.

Auch die Berge sind nicht tot. Schimmernd ragen sie hoch und winken mit den blendenden Lichtern, die sich auf ihnen tummeln, — winken mit den herrlichen gewaltigen Formen ihrer Leiber — mit den Umrissen ihrer Häupter, erquicken und entzücken mein Schauen. Mein Gefühl trinkt ihnen zu, von der Wirkung ihres Daseins erstarkt, und meine Seele tut sich auf und weiß: Alles, was wirkt, lebt, — und alles, was je gelebt hat, wirkt: folglich ist nichts tot! —

Vergangenheiten rollen vor mir vorbei, alles Gegenwärtige vielleicht auslösend und Zukünftiges vorbereitend; sie ziehen mein Leben hinein in ein Etwas, das ohne Anfang ist und Ende. Ich

weiß nicht, von wo ich ausging — noch wo mein Dasein endet — die Wirkung meines Daseins. Es ist ein Ungeheures da — ein Etwas ohne Grenzen, darin man sich auf einmal gewahr wird und aus dem man nicht mehr hinausfindet, — das keinen Ausgang erkennen läßt. Es ist um einen ein Labyrinth von Wundern.

Ich fühle mich ganz schwer geworden. Eine unheimliche Stille schiebt sich in mich hinein, gleichsam alles nach einem Ausgang abhorchend — nach einem Ende, alle Zeiten und Räume. Umsonst: es zeigt sich immer nur das eine Unbegreifliche — Endlose: Alles lebt, denn alles wirkt — Lebendes und Totes . . . .

Ich lausche nicht weiter. Ich habe wieder um mich gesehen und fühle die sonnenstrahlende Welt auf mich einströmen. Das ganze Tal vor mir rauscht Licht herauf. Die Schneefelder sprühen ringsum, und unten blitzt heller das Band des goldnen Stroms. Die Stunde geht warm dem Mittag entgegen, nur ab und zu durchläuft ein winterlicher Wind den Sonnenglanz. Verführerisch faßt mich die Landschaft an. Das Labyrinth der Wunder tut alles Erschreckende von sich und wird immer vertrauter meinem ganzen Empfinden.

Alles Beängstigende hat nun das Dasein als Labyrinth für mich verloren, denn nichts mehr in mir sucht nach Ausgang — horcht auf ein Ende hin. Es ist zuviel Licht um mich, das mich zu sich lockt. Alle Rätselhaftigkeiten fangen an meinem Dasein unerschöpfliche Funde zu werden und meine Lebensfreude aufzufrischen. Bald wird es so, daß mir das Ausgangslose das Willkommenste ist.

Ruhig weiß ich nun: Ich bin einmal da und komme nicht mehr heraus. Mein persönliches kleines Dasein läßt sich im allgemeinen großen Dasein nicht mehr austilgen. Allem meinen Tun geht eine Wirkung nach, wie ich selber Wirkung von Vorhergegangenem bin. Dieses Vorhergegangene mag oft wie ein Stillstand sein — wie ein Ausruhen — wie ein Schlummern und Kräftesammeln, dem als Wirkung vielleicht umso frischer eine Macht entspringt — umso lebendiger — umso schöpferischer. Denn alle Wirkung ist ein Neues — ein Schöpferisches — ein Wunder. Und in solcher

Wirkung liegt das ewige Leben. Dabei ist keine Wirkung eines Tuns zu bestimmen noch zu übersehen. Alles Tun ist an etwas anheimgegeben, das dunkel und unbestimmbar ist, wie ich selbst es bin. Ich selbst ein Wunder, das im Labyrinth der Wunder zu Hause ist. — — —

*

Ich habe von der herrlichen Umsicht Abschied genommen. Stille für mich hinlächelnd und dem Kranz der Berge immer wieder zutrinkend mit dankbaren Blicken, stapf ich langsam den Weg zurück, den ich gekommen bin und der mich meinem Dorfe zuträgt. Während die volle mittagliche Wintersonne mir wohlig das Gesicht netzt und meine Gewandung warm streichelt, wiederhole ich mir die Wahrnehmung meiner Seele: Keine Wirkung unsres Tuns bestimmbar noch übersehbar! Nimmt uns das nicht das Recht, unser Tun zu bestimmen? Muß es uns nicht vielmehr bestimmen, mit uns tun zu lassen: — uns unterzuordnen allem Mächtigen und Dunklen in uns? — Uns unsrer Natur unterzuordnen und ihrer Entfaltung mit Leib und Seele willig und gefügig zu werden? Denn unsere Natur ist immer noch das Rätselhafteste und Göttlichste an uns und sollte darum auch das Führende sein.

Als mir auf dem Wege schon nahe dem Dorfe noch Gedanken kommen, die mir sagen, daß vielleicht meine Anschauungen manches mühsam Errungene zerstören helfen, steht etwas wie ein Gewissen in mir auf, das voll Sicherheit und Frohheit zu bekennen weiß: Es gäbe nichts auf Erden, nichts von Menschen Errungenes oder Gegründetes — noch sonst von Menschen Geschaffenes, das mein Empfinden für so wichtig hielte, um ein Tun mitzumachen, das der Entfaltung unsrer Natur zuwiderläuft.

Hier setzt der versonnte Hüttenschwarm des Dorfes meinem Wandern und Sinnen ein Ziel und nimmt mich Hungrigen auf.

*

Des Schneewatens müde geworden, bin ich mehr zutal gezogen in ein Dorf, wo die Wege wegsamer sind. Ein kleiner Bergbach, der vom Stivo kommt, rauscht um die Handvoll Häuser, die ihn

zu beiden Seiten am Gehänge kauern. Die Kirche steht ferner, weiß und groß und turmlos auf weiter Anhöhe. Verschneite Hügel ringsum von Sonnenstrahlen zerwühlt, daß gleich Furchen und Rissen der Erdboden durchdunkelt. Da und dort brüchige Felsstellen und steile Runsten, von Gestrüpp und starrem gelbbraunen Strauchwerk durchzogen. Und draußen dehnt sich wieder der weite Kranz der Berge mit den blinkenden Graten und Gipfeln und den vielen blitzenden Sonnenfeldern tagsüber.

Vom Dorfe führen nach allen Seiten Pfade hinan mit wundersamen Ausblicken und immerwährenden Veränderungen an Licht und Schatten, an Formen und Farben. Ich komme aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Die Bergdörfer selbst liegen oft wie schimmernde Rätsel vor mir, wenn das blaue Schattenmeer eines klaren Abends lautlos heranweht, und zugleich über die Dächer der Hüttenschwärme hin ein leises Glühen der Sonne fegt. —

Auf meinen Wanderungen geht wieder zumeist eine Menge von Einfällen mit mir. Aber sie beunruhigen mich nicht mehr wie früher, sie regen mich nicht mehr auf wie früher. Die Kämpferlust hat in mir nachgelassen, die alles in zu geharnischter Stimmung wahrnimmt, darin die Seele auflodert. Mein Sichzuhause-Wissen im Labyrinth der Wunder hat etwas in mich hinein verwebt, das mit mehr Gleichmut um sich sieht und nicht mehr um jeden Preis nur Klarheit will, — das nun eher fürchtet, daß es mit der Klarheit zu oft Enge anstrebt, — das es endlich aufgegeben hat, den Dingen nach Ausgängen, als ein zur Klarheit Nötiges, nachzuspüren. Dieses Etwas weiß vielmehr das Ausgangsverhangene, das ewig von Endlosem Umschlossene als das einzig Nötige zur Klarheit, indem erst ein solcher Rahmen es ermöglicht, alle wahrnehmbaren Dinge, alle diese denkbaren, fühlbaren und greifbaren Begriffe, alle diese endlosen Begriffe in ihren Endlosigkeiten unterzubringen. Denn Klarheit ist eine Macht des Gefühls, ist vielleicht eine wonnige Beruhigung — eine leuchtende Sicherheit, die alle drückende Begrenzung von sich getan hat. So ist ein wolkenloser Tag erst ein klarer Tag: ein Tag, der alle Grenzen des Gewölks verlor, der gleichsam den Beginn des Endlosen im Raume auslöst und wahr-

nehmen läßt in der grenzenlosen Umrahmung, die eine ätherblaue Unendlichkeit um Welt und Dasein spannt. (Schluß folgt.)

Tauwind / von Karl Berger.

In dieser Weiten Winterglanz,
In südgeborner Winde Tanz
Fliege mein Herz und siege! —
Der Himmel licht und wasserblau
Wie Kinderauges Zuversicht:
Hochspringendes Glück und mutige Schau!
Dann wieder ein Horchen und Schweigen still;
Es taut in den Bäumen;
Das tropft und klopft!
Was will es nur,
Verschwiegen regsam,
Dies hold' Geflüster?
Da bewirft ein Baum
Mit langem Ast
Den einsam Liebebelauschenden
Voll Übermut mit Schnee.
„Du Alter,
Im nassen moosgrünen Sammtrock du,
Machte dich Winter nicht müde
Kindlichen Spiel's?"
Doch im Park die Tanne
Steht würdevoll
In ihrer Nadeln dunklem Glast
Und weiß belastet
Lichtsprühend im Windeswehen:
Ist mir doch, als trüge
Fröhlicher Wind den Glanz
Leidbelasteter Tage,
Trüg' ihn fort, wer weiß, wie weit! —
Trauernd sinn' ich ihm nach. — — —

(gez. von Joſef Durſt)

Max von Eſterle.

Hermann von Pfaundler / Wünsche.

Meine Wünsche sind wie feurige Massen,
Die Blitzen gleich das All durchfliegen.
Ich warte, ob meine Wünsche siegen.

Meine Lieder sind nur blasse Gestalten,
Doch lieb wie Träume und müssen mir halten,
Was jene ohne Erfüllung lassen.

Doch wenn die feurigen Wünsche siegen,
Werden die Lieder im Dunkel liegen?
Wie muß ich dann die Erfüllung hassen!

Brief an einen freundlichen Warner.

Werter Freund! Ich danke Ihnen für die Offenheit, mit der Sie sich gegen die unhöfliche Art unseres geistigen Verkehres mit der Firma Greinz & Hirth äußern. Die Divergenz unserer Anschauungen in diesem Punkte muß mir an sich bemerkenswerter erscheinen als die Zustimmung derer, denen man im Grunde nichts Neues gesagt hat. Aber Ihr freundlicher Widerspruch ist mir darüber hinaus von Wert; bietet er doch erwünschten Anlaß, im Interesse unserer Sache einige prinzipielle Feststellungen zu machen. Sie meinen zwar selbst, daß meine Glossierung des „Katzelmachers" gerecht oder doch wenigstens „verdient" sei, aber — besorgen Sie —: man dürfte Dallago und mir eine schädigende, aggressive Absicht „unterschieben". Allerdings, das *dürfte* man nicht nur, das *wird* man sogar. So weltfremd bin ich nicht, um mich dieser Einsicht zu verschließen. Aber, gestatten Sie die Frage: was geht das *uns* an? Das kann, das *muß* uns doch ganz gleichgültig sein, wenn anders unser Angriff einem reinlichen Empfinden und nicht spekulativer Bedachtsamkeit entsprang. Die Impulsivität unserer Stellungnahme aber dürfte selbst von den geistigen Kompagnons der angegriffenen Firma nicht bezweifelt werden können. Somit haben wir nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht, uns nur für jene Absichten verantwortlich zu fühlen, zu denen wir uns selbst bekennen,

nicht aber auch für jene, die man uns unterschiebt. Und seien Sie überzeugt: je unverantwortlicher wir uns für die letzteren fühlen, desto verantwortlicher fühlen wir uns für die ersteren. Daraus folgt: wir können es ganz einfach nicht von uns verlangen, die Bedenken derer zu beachten, geschweige denn zu teilen, die ohne weiteres geneigt sind, die Motive unserer Kampfesweise zu verdächtigen. Mit solchen Leuten haben wir nichts gemein und wollen wir nichts gemein haben, und was sie über uns denken oder äußern, ist ihre Sache, die die unsere nicht berührt. Mißdeutungen ist wie die einzelne Persönlichkeit so auch eine Zeitschrift ausgesetzt, die sich in öffentlichen Diskussionen dem bon ton des gebildeten Mobs und seinem alles nivellierenden Kollegialitätsbedürfnis zugunsten einer persönlicheren Tonart widersetzt. Dagegen ist nichts zu machen. Auch wenn man — wie wir — so unbescheiden ist, dem eigenen Rückgrat mehr Widerstandskraft zuzutrauen als der herablassenden Rückgratlosigkeit berufsmäßiger Protektoren. Denn, um es offen zu sagen: nichts scheint uns entwürdigender als die Selbsterziehung zu einer Weitherzigkeit, die außer der einzig gebotenen Rücksicht auf die eigene Gesinnung auch noch die überflüssige Rücksicht auf die Gesinnungen der Vielen in sich beherzigt. Und nichts verächtlicher als die Selbstanpassung an die optischen Gesetze einer Weltbetrachtung, die jedem offenen Blicke Scheuklappen und einem geraden Blick das Schielen angewöhnen möchte. Daß aber die Auflehnung gegen ideale Pöbelforderungen dieser Art in dieser kunterbunten und im Grunde doch so farblosen Welt von Sachverständigen und Rangabläufern hier als Anmaßung verlästert, dort als Unverstand verlacht wird, ist eine zu alltägliche Erfahrung, als daß man ihr Beachtung schenken dürfte.

Nach dem Gesagten kann es aber auch nicht unsere Aufgabe sein, unsere Absichten, die ohnedies für jeden Unbefangenen klar und unzweideutig zu Tage liegen, jenen plausibel zu machen, die es eben darauf abgesehen haben, sie zu verkennen. Wen wir nicht überzeugen, den werden wir nicht überreden. Das ist so selbstverständlich wie die Versicherung, daß es uns nie eingefallen wäre, von Herrn Greinz Notiz zu nehmen, wenn es ihm — dem repräsentativen „Vertreter" des Tiroler Schrifttums — nicht plötzlich eingefallen wäre, sich vor dem Publikum seines teuren Vaterlandes in einer billigen Charakterrolle aufzuspielen, die seinem Talent nicht lag und den beliebten Darstellern zu Übertreibungen und einem Pathos verleitete, das peinlichstes Aufsehen erregen mußte. (Ganz abgesehen davon, daß dieses Pathos

noch schweißtriefender erschien als sein Humor, von dem bekannt ist, daß er sich in Pointen austobt, denen auch kein Fettdruck über die Magerkeit ihres Witzes hinwegzuhelfen vermag.) Der Umstand, daß Herr Greinz diese Rolle, die sich in den Händen eines Fachmanns sozusagen von selber spielt, von hinten bis vorne falsch angepackt hatte und sich in den höheren Tonlagen schmerzlich vergriff, konnte allerdings noch kein Grund sein, gegen ihn Front zu machen. Hätte man nur sonst etwas wie ein rechtschaffenes Mannsbild herausgespürt! Aber nein, das spielte ausschließlich ins Publikum. Stellte sich windschief in Positur, warf sich als „der Tiroler Dichter" in die Brust und verbeugte sich bald vor dem Gemeinderat, bald vor der Presse und — wer hätte dies gedacht! — sogar vor den gewöhnlichen Tiroler „Schriftstellern", immer aber darauf bedacht, bei jedem Buckerl nach hinten auszuschlagen und seinem einst so sehr geschätzten Ex-Freund Thurner einen Fußtritt um den andern zu versetzen. Sollte doch dies erste Auftreten des Humoristen Greinz in der seriösen Rolle eines Aufklärungsapostels nichts anderes bezwecken, als der von ihm und seinen Schleppträgern inaugurierten Hetze gegen den Theaterdirektor (der sich den Kunst- und Logenansprüchen der Herren nicht gewachsen zeigte) die Krone endlichen Erfolges aufzusetzen. Die Abfuhr, die sich Herr Greinz statt dessen holte und die nun durch den Beschluß des Gemeinderats, das Theater auf weitere zwei Jahre an Herrn Thurner zu vergeben, auch noch solenn besiegelt wurde, war allerdings so gründlich, daß unsere Glossierung der Affäre als eine entbehrliche Rücksichtslosigkeit erscheinen konnte. Aber noch weniger hatten wir Anlaß, dem Beispiel seiner Anhänger zu folgen und den Mantel der christlichen Nächstenliebe über diesen Mißerfolg zu breiten. Denn da Herr Greinz, erfolgverwöhnt und auf die Zugkraft seines Namens pochend, seinen Enthüllungen weiteste Publizität versprochen hatte, so glaubten wir dafür sorgen zu müssen, daß auch der blamable Effekt dieser Enthüllungen nicht spurlos in der Versenkung verschwinde. Gebe ich also in gewissem Sinne gerne die Engherzigkeit unseres Angriffes zu, so plädiere ich doch zugleich für sie. Denn das eigene Vertrauen in diese Art eingeborener Engherzigkeit ermächtigte uns erst, die Kulturlosigkeit einer Weitherzigkeit zu entblößen, der vom Dichter bis zum Pointenschnüffler, vom Spassettelfabrikanten bis zum Tragiker, vom „Gemeingut des deutschen Volkes" bis zum (glücklich entthronten) „propheta in patria" alle Brusttöne der Überzeugung, je nach Bedarf, geläufig sind. Dieser wahrhaft unpersönlichen Viel-

seitigkeit und Unvoreingenommenheit entgegen empfanden wir das dringende Bedürfnis, unsere persönliche Einseitigkeit und Voreingenommenheit entsprechend zu betonen. Schelte uns darob, wer will! Wir hatten keinen Grund, Herrn Greinz zu schädigen, und keinen, ihn zu schonen. Er ist unserm Haß wie unsrer Liebe gleich weit entrückt.

Denn er selbst ist, ähnlich seiner Thurnbacherin, eine kalttemperierte, im Innersten nüchtern berechnende Natur. Sie drückt auch seiner Liebe, mit der er Land und Leute schildert, den Stempel ihres seelischen Unvermögens auf. Eine Liebe, die nicht erwärmt. Der die Indiskretion im Nacken sitzt. Und die denn auch, in Ermanglung eines tieferen Gefühls, in Ernst und Scherz aufs Renommieren angewiesen ist. Ja, ich behaupte, daß diese Liebe menschlich weniger fundiert ist als es der Haß jenes Pamphlets über Tirol gewesen ist, das hierzuland vor Jahresfrist eine Entrüstung erregte, die zum Wert seiner Satire in keinem Verhältnis stand. Doch wird man sich daran erinnern dürfen, daß dieses Machwerk gerade im Lager der Firma Knorr & Hirth zu München am lautesten begrüßt wurde; in jenem Lager also, an das Herr Rudolf Greinz seine Liebe zu Tirol kleinweis verschleißt. Ein artiges Spiel des Zufalls, das zu denken gäbe. Und, bitte, nehmen Sie eine der letzten „Jugend"-Nummern her! Da finden Sie z. B. diesen bezeichnenden Witz: „Am schönsten sind die Hochtouren in Tirol, — stürzt man von einem Gipfel ab, — fällt man sicher auf eine Kutte." Geschmackvoll, wie?! Und wirklich bezeichnend, aber nicht nur für das geistige Format des „Jugend"-Witzes. Gewiß, das braucht nicht von Herrn Greinz zu sein. Aber ist es nicht Geist vom Geiste jener Liebe, die Herr Greinz nach München exportiert? Und der er seinen Erfolg beim breiten Publikum verdankt? Denn darüber sollte man sich endlich klar sein: das Geheimnis dieses Erfolges liegt nicht etwa darin, daß Herr Greinz Menschen und Sitten seiner Heimat in einer besonderen und ungewohnten Art wiedergegeben und Umwertungen überlieferter Typen versucht hätte, wie sie auf bildkünstlerischem Gebiet die Größe eines Egger-Lienz ausmachen; es liegt im Gegenteile darin, daß er — der Kerntiroler — einer beliebten Cliché-Auffassung des Tirolertums, wie sie namentlich reichsdeutscher Überlegenheit seit je geläufig war, sozusagen die Sanktion des eingeborenen Sachverständigen erteilte. Und ganz im Sinne dieser Schablonen-Auffassung, der die seine schließlich wie ein faules Ei dem andern glich, hat Herr Greinz weniger die wirklichen Eigen-

heiten seiner Landsleute als vielmehr die Lächerlichkeiten, die landfremde Art an ihnen nun einmal nicht missen wollte, doppelt und dreifach unterstrichen; er hat dazu ein Übriges gethan, indem er sein Tirolertum schließlich als Etikette auf jedes seiner Bücher klebte, und hat auf diese Weise dem Marktwert seiner poetischen Ware jenes Ansehen verschafft, das ihn, die Marke „Tirol", nachgerade begehrt gemacht hat. (Während beispielsweise der Reichsdeutsche Richard Bredenbrücker, der unserer Heimat tiefer in Aug und Herz gesehen, mit seinen ungleich echteren und lebensvolleren Schilderungen von Land und Leuten so gut wie unbeachtet blieb. Das kommt davon, wenn ein in Liebe Zugewanderter aus dem Sinnfällig-Besonderen eines Volkscharakters das zu gestalten versucht, was ein kühler kalkulierender Eingeborener einfach aus sich zu „machen" versteht. Dieser nämlich wird sich immer dahin legitimieren dürfen: Ich schöpfe aus dem Volk, indem ich aus mir schöpfe. Auch wenn er, wie Herr Greinz, mit der Volksseele alles eher als verwachsen ist.)

Nein, wirklich: die Gefahr, daß einer hierzuland beim Abstürzen auf eine Kutte fällt, ist weit geringer, keinesfalls aber schrecklicher als die, daß ihm Herr Kassian Kluibenschädel in der „Jugend" eines seiner humorschwitzenden Marterln setzt. Und freier und gelassener bewegen wir innerlich Unabhängigen und Undogmatischen uns unter dem Drucke pfäffischer Unduldsamkeit als unter der geistigen Protektion, die der Witz der freisinnigen Philister-Firma Greinz & Hirth Land und Leuten in Tirol zuteil werden läßt.

Mit bestem Gruß

Ihr Ludwig von Ficker.

Soeben erschien:

Richard Huldschiner

Die Nachtmahr

Roman

geh. M 3.50, geb. M 5.—, in Halbfranz M 6.50

Albert Langen / Verlag / München.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 12801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Im Verlag Schuster & Loeffler in Berlin erschien:

Pacificus Kasslatterer

Streusand drauf!

Preis geh. M 2.—.

Freiwillige Anzeige:

Neuerscheinungen Herbst 1910.

Hans v. Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus.
Novellen. — Egon Fleischel & Co. Berlin.
Preis geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50.

Karl Schönherr, Glaube und Heimat.
Die Tragödie eines Volkes.
L. Staackmann, Verlag, Leipzig.
Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Albert von Trentini, Sieg der Jungfrau.
Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.
Preis geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Im

Verlag der Tribüne, Berlin SW 68

ist erschienen:

Unkenrufe

Aus dem Tümpel der Kultur

Satiren von **Emanuel.**

In Leinen gebunden 1 Mark.

Bremer Bürgerzeitung.
In Emanuels streitbarer Poesie mischt sich derber, frischer Volkshumor mit bitterer, bissiger Ironie und in mancher Strophe gelingts ihm auch, den typischen Wesenskern einzelner Tümpelfiguren blitzartig zutage treten zu lassen. . . . Es ist wert, vermerkt zu werden, wenn man unter den bürgerlichen Spöttern von heute einem begegnet, der nicht nur Schlamm und Moder, sodern darüber hinaus auch die neue Kraft und das neue Werden aufzudecken weiß, wie der Autor der Unkenrufe . . . und schon dieser Ausblicke wegen sei das Buch empfohlen.

Saale-Zeitung, Halle a. S.
Man kennt Emanuel von seiner Tätigkeit an der Berliner „Zeit am Montag". Seine Satire ist so kernig und frisch, der Humor so lebhaft, daß man sich bei dem Fluß der Verse u. der Urwüchsigkeit der Worte vortrefflich unterhält.

Würzburger Journal.
Wer sich an den Produkten gutgesinnter politischer Dichter oder an dem byzantinischen Lobhudel königstreuer Journalisten und Festredner den Magen verdorben hat, dem raten wir, als wirksames Gegengift in den nächsten Buchhandlungen das sauber gebundene Büchlein „Unkenrufe" zu kaufen und zu lesen.